

Biehener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biehener Anzeiger (General-Anzeiger).



Der endlose Weg.

Roman aus Sibirien. Von J. Orenham.

Autorisiert — Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Dieser Mann war Stepan Iljine, der Verfolger Paschkins.

Eine Veränderung war über ihn gekommen, wie sie vorgeht im wilden Tier, das mit schlaffen Gliedern und halbgeschlossenen Augen schläfrig daliegt und plötzlich die Beute erspürt, um mit einem gewaltigen Satz aufzuspringen, jede Muskel stählern, das Auge gierig, ganz Raubtier. In jener kurzen Stunde in Krasnojarsk hatte er mit starker Energie gehandelt. Den Schlitten und die Pferde hatte er sich von Philipp Alexandrowitsch zwar nur für die kurze Reise nach Abrowa ausbezogen, ihm jedoch mit irgendeinem Scherz über die Zufälle einer Reise den vollen Wert des Gespanns hinterlassen. Es war sehr zweifelhaft, ob der gute Wirt Schlitten und Pferde jemals wieder sehen würde, und niemand sollte durch ihn leiden. Dann hatte er mit unendlicher Vorsicht in verschiedenen Läden Lebensmittel für viele Tage gekauft. Die Art trug er im Gürtel. Flinte und Speer lagen im Schlitten.

Es kümmerte ihn nicht im mindesten, daß zwei bis an die Zähne bewaffnete Kosaken Paschkin im zweiten Schlitten folgten. Nein, er freute sich darüber. Es war ihm lieber, sich Hohl für Hohl zu seinem Opfer durchkämpfen zu müssen, statt es hilflos zu überraschen. Noch stärker, noch gewaltiger als damals im Kampf mit den Wölfen auf der Paßstraße wollte er die wilde Berserkerlust in sich spüren mit dem Tode Paschkins als großem Kampfspreis. Einen Hieb für den kleinen Stepan und einen Hieb für Kattula und einen Hieb für — ah, dafür wollte er gern mit dem Leben bezahlen.

Die Jagd konnte lange dauern, das wußte er wohl, denn zwischen Paschkin und dem Ural lagen zweitausend Meilen schlechter Straße. Doch war es möglich — und darauf hoffte er mit ganzer Seele — daß irgendwo auf dieser Straße von zweitausend Meilen Paschkin aufgehalten wurde; daß eine Schlittentuse brach, daß ein Pferd stürzte und sich verletzte, daß schlechtes Wetter ihn zu unfreiwilliger Rast zwang. Und dann — an irgendeinem Punkte dieser zweitausend Meilen mußte das Ende kommen: Das Ende der Jagd, das Ende für Paschkin, das Ende vielleicht auch für ihn — das Ende aller Dinge . . .

So jagte er in sausenem Galopp dahin und hätte den wilden Jubel, der ihn erfüllte, am liebsten in die Schneefinsternis hinausgeschrien, und erlebte draußend das Leben in diesen Stunden.

Denn er war Paschkin auf dem Ferkel.

16.

Stepan Iljine findet einen Toten auf der Jagd durch die Schnee-Einsamkeit und eignet sich seinen Paß an, um schneller vorwärts zu kommen.

Immer wieder während der langen Fahrt erwog Stepan die Möglichkeiten des Erfolgs. Auf den ersten Blick schien es, als seien alle Vorteile auf Paschkins Seite. Die Macht seiner Stellung, die ihm überall den Weg ebnete. Die schnellsten Pferde. In einer Beziehung jedoch war Paschkin im Nachteil! Er wußte nicht, daß der Tod hinter ihm herbeizog und daß jede verlorene Sekunde die Gefahr um so viel näher brachte!

Trotz der gewaltigen Eile, in der er reiste, überanstrengte er sich gewiß nicht. Jeden Abend, wenn auch vielleicht erst spät abends, würde er Halt machen, um zu essen und die Nacht hindurch zu schlafen, und er würde sicherlich nicht jeden Tag schon in der Morgendämmerung wieder aufbrechen. Wenn sich der gewaltige Vorsprung irgendwie ausgleichen ließ, so war es hier, denn Stepan schien es, als könne er nie wieder Rast noch Ruhe finden, bis er Paschkin Auge in Auge gegenüberstand. Zwei Stunden des Ausruhens wollte er sich gönnen jeden Tag. Drei vielleicht oder höchstens vier. Aber wirklich schlafen wollte er erst dann wieder — wenn auch Paschkin schlief . . .

Dann war da der Vorteil der schnellsten Pferde. Stepan, der seit Jahren nicht mehr gelacht hatte, lachte laut auf, als ihm einfiel, daß er wahrscheinlich mit den gleichen Pferden reisen würde, die auch Paschkin benützt hatte, denn er kam zwölf Stunden später und in zwölf Stunden hatten sich die Tiere längst ausgeruht. Auf einmal jedoch stimmte ihn der Gedanke mißmutig, daß es wohl am besten sein würde, wenn er die Städte und Dörfer der großen Straße vermied, soweit es irgendwie ging, und nur an den einsamsten Stellen die Pferde wechselte. Zwar gestattete ihm sein Paß, innerhalb der Grenzen Sibiriens zu reisen, wann und wo es ihm beliebte, wenn er nur ständig auf dem Weg war, ewig reiste. Nun, und er reiste ja — schneller als je zuvor. Es war jedoch durchaus möglich, daß irgendein scharfsinniger Polizeibeamter, mit Paschkins eiliger Durchreise frisch im Gedächtnis, Verdacht schöpfte und sich zwei und zwei zusammereimte, wenn wenige Stunden später ein zweiter eiliger Reisender durchpassierte; ein Reisender der obendrein, dessen Paß ein hartes Urteil Paschkins darstellte. Nein, das durfte er nicht riskieren. Er mußte die Polizei vermeiden, wenn das auch Umwege und damit Zeitverlust bedeutete.

So jagte er Tag für Tag dahin, mit der Ausdauer eines Bluthundes und der Gier eines hungrigen Wolfes auf frischer Fährte.

Der Nordwind, schneidendscharf wie ein Messer von langer Reise über Tausende von Meilen eisiger Wälder, drang ihm durch Pelze und Kleider bis auf die Knochen. Der Schnee untermelte ihn und Schneeflocke klebte sich auf Schnee-

locke, bis er aussah wie ein Schneemann und manchmal die Straße nicht mehr sehen konnte im dichten Schneegestöber. Doch Kälte und Schnee und Todesseinsamkeit der Winterstuppen galten ihm nichts, denn in ihm loderte es wie von Feuergluten. Nachts ruhte er sich einige Stunden aus — in einsamen Bauerngehöften zumeist, wo er auch Proviant für sich und Futter für die Pferde kaufte — und oft, wenn kein Haus in der Nähe war, kampierte er am Straßenrand im Schnee bei einem gewaltigen Feuer. Er aß nur des Nachts und dann und wann während des Fahrens, weil man eben essen muß, um zu leben. Wenn er sich zu einer kurzen Rast entschloß, so war es nur um der Pferde willen. Er hegte sie fast zu Tode und mußte eines nach dem andern erneuern, bald durch Tausch, bald durch Kauf, wie es eben ging, und da Geld ihm etwas Gleichgültiges war, so hatten die Leute, von denen er Pferde erhandelte, sich nicht über schlechte Geschäfte zu beklagen.

Dann und wann hörte er von Paschkin. Immer das gleiche. Der Gouverneur war etwa zehn Stunden vor ihm durchpassiert und reiste in rasender Eile.

Da half ihm auf einmal ein sonderbarer Zufall vorwärts; ein Glückszufall wie damals, als Peter Krop ihn vom einsamen Wandern erlöst hatte . . .

Sein Dreigespann jagte in vollem Galopp im Morgenrauen dahin. Er war schläfrig geworden über den ewig gleichen dumpfen Hufschlägen der Pferde im Schnee, dem leise knirschenden Dahingleiten der Schlittenkufen, dem eintönig dunkelgrauen Himmel und der weißen Wüste ringsum, obgleich er länger gefastet hatte als sonst und erst seit kurzem unterwegs war. Das Rinn war auf die Brust gesunken, und er sah nichts, als plötzlich die Pferde scheuten und er instinktiv in die Zügel griff.

An der Straßenseite lag ein umgestürzter Schlitten und daneben standen geduldig zwei Pferde, zitternd vor Kälte.

Stepan sah sich erstaunt nach dem Eigentümer des Schlittens um. Als er weit und breit keinen Menschen erblickte, sprang er auf und stapfte durch den tiefen Schnee zu dem fremden Schlitten hinüber, während seine dampfenden Pferde sich erstaunt nach den hungrigen und halb-erfrorenen Fremdlingen umguckten, die vor Freude wieherten, daß sie nicht mehr allein waren. Er drehte den gestürzten Schlitten um. Unter ihm lag sein Eigentümer, steif gefroren, tot. Der Mann war, wie Stepan vermutete, wahrscheinlich betrunken gewesen, als sein Schlitten umstürzte, und stumpfsinnig liegen geblieben, wo er hingefallen war, um jämmerlich zu erfrieren. Nichts wies darauf hin, wie auf ebener Straße dieses Unglück hatte passieren können; nur von der hinteren Schlittenkufe war ein Stück abgebrochen, als sei der Schlitten gegen ein Hindernis geprallt. Ein solches Hindernis jedoch war nirgends zu sehen.

In Wirklichkeit hatte sich die Sache so zugetragen:

Paschkin war in der verschlossenen Nacht hier vorbeipassiert. Als der Schlitten des Gouverneurs in vollem Galopp heranjagte, sah der Kutscher plötzlich den Weg durch ein Gefährt versperrt, dessen betrunkenen Lenker seiner gellenden Zurufe nicht achtete und nicht aus dem Weg weichen wollte. Dem Kutscher riß die Geduld und er stieß in saufender Fahrt den fremden Schlitten so geschickt an, daß das Gefährt umstürzte. Paschkin hatte laut aufgelacht und seinem Kutscher ein Extra-Trinkgeld versprochen.

Stepan durchsuchte die Taschen des Toten. Er fand einen Reisepaß und einen Leibgürtel, vollgestopft mit Rubel-scheinen, den er zuerst liegen lassen wollte, ihn sich aber dann doch umschnallte. Bei ihm war es wenigstens in ehrlichen Händen. Aus den Papieren des Toten konnte er ja dessen Namen und Heimatsort feststellen und das Geld den rechtmäßigen Erben zustellen. Als er gleichgültig den Paß überflog, durchzuckte ihn plötzlich eine Idee und seine Augen leuchteten auf. Er erkannte, daß diese Papiere ihm eine gewaltige Hilfe auf seinem Weg bedeuteten!

Der Reisepaß des Toten lautete auf den Namen des Ignat Pestal aus Ortaorsk, einem Städtchen im südlichen Teile der Provinz Tomsk, und Ignat Pestal war offenbar nach Westen gereist — auf der gleichen Straße wie Paschkin und Stepan Sline. Diesen Paß nahm Stepan an sich. Einen Augenblick lang überlegte er sogar, ob er nicht seinen eigenen Paß dem Toten in eine Tasche stecken sollte — Namen und Persönlichkeit mit ihm zu tauschen. Doch so manches sprach dagegen und Stepan hatte keine Zeit, sich die Folgen eines solchen Tuns nach allen Richtungen hin zu

überlegen. Er behielt also seine eigenen Papiere, stopfte sich den Paß Ignat Pestals in die Brusttasche und vergrub Schlitten und Leiche im tiefen Schnee. Die zitternden Pferde band er an seinen eigenen Schlitten und jagte weiter, die verlorene Zeit einzuholen.

Nun lag sein Weg klar vor ihm.

Als Ignat Pestal, als Eigentümer eines ordnungsmäßigen Passes ohne Beschränkungen, konnte er ohne jede Heimlichkeit weiterreisen und brauchte keine Zeit mehr an große Umwege um Städte und Dörfer zu verschwenden. Als Ignat Pestal durfte er Paschkin in voller Fahrt folgen, ohne den Verdacht auch des scharfsinnigsten Polizeibeamten zu erregen. Der lebende Ignat Pestal mochte ein braver und nützlicher Bürger gewesen sein; der tote Ignat Pestal war nützlicher, so schien es Stepan, als er es je im Leben hätte sein können! (Fortsetzung folgt.)

Die Hunde von Przeszanizlowo.

Von Otto Born.

(Nachdruck verboten.)

Immer wieder quollen die unerschöpflichen Reserven der Russen nach, immer wieder füllten sich die Väden in ihren Reihen. Doch die Oesterreicher wichen nicht, sie hielten ihren Stand; hier drückten sie die russische Uebermacht mächtig, aber unaufhaltsam zurück, dort teilten sie die Massen, trieben sie vor sich her, zerstreuten sie. Mehr Tage und mehr kämpften sie schon, die wackeren Mäyner und Tiroler neben den Ungarn, den roten Teufeln, wie die Kosaken, sich betrenzend, sagten.

Auf freiem Felde, unter glühender Sonne, im strömenden Regen hielten wir Raft, Kanonendonner und Maschinengewehrknattern waren uns Überdöbet, Nachtmusik und Morgenandacht. Im Ringen um diese tödtlich sumpfige und dazu von Verrat durchschleudte Erde hatten wir verlernt, die Tage zu zählen. Verjagert die Glieder, — ein Hornstoß nur und neue Gelenkigkeit erwachte. Und Hurra, ein neuer Sprung vorwärts, Bajonett auf, Sturm zum Siege.

Aber bei Przeszanizlowo stand es schlimm. Ein schmütziges Dorf mit nur wenigen Häusern. Ein Pope, hundert Männer, vielleicht ebensoviel Weiber. Wöstenlich viel Hunde, die besonders des Nachts ganz sonderlich schreckhaft heulten. Die Pioniere kamen nicht über den schmalen Fluß, der mit seinen moorigen Ufergeländen überbrückt werden sollte. Nur die Selbstbahn konnte die zerlegten schweren Geschütze hinüberschaffen. Alle möglichen Lifen waren schon versucht worden. Immer vergebens. Die gelbbraunen Kerle von drüben tauchten immer wieder zu unrechtlicher Zeit in Massen auf. Und schossen sie auch schlecht, so trafen doch viele ihrer spitzen Kugeln unsere braven Jungen.

Der Oberst schäumte vor Wut. Ueber Nacht hatte der Pope, dieser schmierige, widerlich schielende Patron, den Versuch gemacht, sich ohne Abschied zu empfehlen. Tags vorher hatte er eine Berwarnung erhalten, und kriegerisch hatte er, den langen speckig verfilzten Bart streichend und die hohe Mütze in der Hand, seine Treue beweiert. Wir andern hätten ihn längst barmheln lassen. Jetzt endlich aber sah man ihn und hielt ihn fest. Beweise gegen ihn lagen leider nicht vor. Unser Alter schwer auf Humanität und Völkerecht und verwies es uns derb, als wir den bescheidenen Wunsch kundgaben, den Pope mit allen diesen kampigen Russenfreunden des Dorfes zur warnenden Dekoration an die Landstraße zu hängen. Wenn's nach Verdienst gegangen wäre, dann hätten die Stricke ordentlich im Preis steigen müssen.

Auch auf Feiwelke Böschkübel fiel unser Verdacht. Er war der jüngste Sohn des Schenkers und Krämers von Przeszanizlowo. Der Bursche, kaum 18jährig, strich immer um uns herum, aber wie verächtlicher, traute er sich doch nicht heran. Die Späße der Soldaten vertrieben ihn. Es schien immer, als hätte er etwas am Herzen. Pachte man ihn jedoch an, da schaute er schen und verflücht um sich, aber er brachte kein Wort heraus. Sein käsig blaßes Gesicht war intelligent, nur die Bajes, die häßlichen, hängenden Haarklotten, verunschöneten ihn. Wir beobachteten den Juden, ohne etwas Verdächtiges zu bemerken. Seine Familie war nicht mehr im Orte. Die älteren Brüder standen vor Lublin in Waffen, und Feiwelke hatte nun ohne jede weitere Hilfe seine Geschäfte zu besorgen, denn der alte Böschkübel und seine zwei Schwiegerdöchter waren in Plamensto zurückgefallen worden, als die Russen plötzlich dort erschienen waren. Die Bauern, die den ganzen Tag mörderisch Schreies sossen ohne ihn zu bezahlen, machten es dem jungen Böschkübel leicht; der Laden stand nun leer. Die Lager waren längst erschöpft, und unsere Infanteristen fanden nichts Abgehenswerthes mehr zu kaufen. Feiwelke sprach nicht viel mit seinen Kunden im Schankzimmer, die ihn wohl auch nicht sonderlich beachteten. Es war unserer Aufmerksamkeit nicht schwer zu erkennen, daß der junge Schenker augen Erregungen ausgelebt war, die er aber in sich selbst ängstlich verschloß. Seine Lippen preßten sich schmal und blutleer zusammen.

Am dritten Tage zogen wir bedrückt in das Dorf zurück, nachdem wir uns blutige Köpfe geholt hatten. Rästel über Rästel. Das Russengefüdel war wieder mit einem Male aufgetaucht, hatte

wird mit einem Nagel befestigt und beschossen, bis wir uns trotz äußerem Heimsuchen zurückziehen mußten. Folgen konnten uns die Gefellen nicht. Wir kamen dann auch ganz monotonmäßig in unsere armenigen Quartiere. Nur trugen wir manchen guten Kameraden, der im nächsten Morgen frisch ausmarschiert war.

Der Kadett Best Durstinger lag mit verunmündetem Arm stöhnend in der Schenke hinter dem Wirtshaus, als auf einmal Feiwels aus einer Ecke aufstand, blaß und grün und gelb im Gesicht. „Herr Offiziersleben“, rante er, „sangen se um Gotteswillen schnell alle Bauern. Se halten mit de Russen.“ — Durstinger lächelte beinahe. „Herr Offiziersleben“, sagte Feiwels noch einbringlicher, „heute Nacht wollen se was machen. Gott der Gerechte soll mich strafen, ich schwör auf unserm alten guten Kaiserleben, bis 100 Jahr.“

Durstinger sprang auf. — „Herr Offiziersleben“, sagte Feiwels, am ganzen Körper schlotternd, und er klammerte sich an den Kadetten, „mich müssen Sie aber auch fangen, sonst erschlagen mich Gott beschütze de Weiber.“

Ein paar hastige Fragen Durstingers. „Mit'n Rauch Herr Offiziersleben, alles kennen se mit'n Rauch sagen. Das wichtigste kennen aber de Hunde, de haben se sich abgerichtet, de besen wenn man se zwicht.“

„Ah, die Hunde.“ — Der Kadett stürzte nach der Ordnung. Ein paar Minuten später waren die Offiziere versammelt. Raum eine Viertelstunde darnach traten alle Männer des Dorfes mit gefesselten Händen den Marsch an. Feiwels mit. Der Strid tat ihm nicht weh. Um seinen Mund zog es beinahe wie ein Schmutzgelb. Woher hatte er noch häufig die Signale erklärt, wie er sie nach und nach, im Schanzimmer kennen gelernt hatte.

Best signalisierten vor selbst. In der folgenden Nacht telegraphierten wir akustisch mit zwei schwarzig heulenden Hoffsunden, die wir nach den erhaltenen Belehungen behandelten. Es ging ausgezeichnet.

Am nächsten Morgen gelang der Brückenschlag, und der Übergang endete mit einem vollen Siege über die überraschten Russen.

Die Kolonne der gefangenen Bauern wurde im nächsten Dorfe einem größeren Transporte angeschlossen. Der bisherige Führer wurde zu uns zurückgeschickt.

Zwischen war der Kadett Durstinger im Krakauer Truppenhospital eingetroffen. Bei einem Rundgange fand er in einem Mannschafszimmer, in dem schwerverwundete Gefangene lagen, den äbel zugerichteten Feiwels lächelnd schwach und matt, ganz in weiße Binden eingeschlagen, dem Tode nahe. Der Sanitätsfeldat berichtete verächtlich, der Kerl wäre von der wilden Menge gelynchet worden, die dabei zwei Verbrecher zu strafen meinte: er war ja Spion und Jude zugleich. Durstinger ging zu dem Bett. Bäschläbel schlug die Augen auf. Sie waren trüb und glanzlos. Er hörte, was ihm der Kadett erzählte, von dem Erfolge des Überganges und von der Flucht der Russen.

Feiwels lächelte nach kurzem Schweigen fast unhörbar: „Der gute Kaiser werd gelacht gehabt haben.“

„Ja, Feiwels“, sagte Durstinger, „dem Kaiser wird gewiß Nachricht gegeben sein. Du wirst schon deinen Lohn bekommen.“

Feiwels sagte traurig: „nebid.“ — dann ging ein heller Schein über seine Augen und er meinte recht vernünftig: „Der Kaiser hat gekennet leicht lachen.“

Und mit einem lauten Seufzer verchied er.

Der Kadett Best Durstinger, ein echter Wiener, der bis dahin die Juden nicht über alles in der Welt geliebt hatte, wünschte sich mit der linken Hand die Tränen von den Backen. Den rechten Arm hielt noch der Gipsverband fest. Dann brückte der Kadett dem Feiwels Bäschläbel die Augen zu, dem wackern Helfer von Brjeszjanizlowo.

Die Butter.

Welche große Rolle die Butter in unserem Haushalte spielt, erkennt man erst jetzt so recht in den harten Kriegsjahren wo sie zu den geschätztesten Artikeln des Bedarfs geworden ist und auf Schlechtwegen mit mehrhöri hohen Preisen bezahlt wird. In den Friedensjahren, als die Hausfrau ihren Bedarf durch die Butterfrau ins Haus gebracht bekam, oder ihn auf dem Markte in kleiner Menge immer frisch kaufte, war man recht empfindlich im Gemüß, sie mußte frisch, süß, gelb und recht fetthaltig sein, heute nimmt man gern die zugemessene kleine Menge, wie sie eben ist, gemischt mit Margarine, ranzig, fast ungenießbar, zum Schmelzen aber gerade noch gut genug. Es ist interessant, an der Hand der Kulturgeschichte zu verfolgen, welche Rolle im Laufe der Zeit die Butter in der Ernährung der Menschen gespielt hat.

Nachdem die alten Hirtenvölker die tierische Milch als Gemüß und Nahrungsmittel kennen gelernt hatten, wurde bald auch die Bereitung der Butter eine Kunst und Gewohnheit der Hirten. Die Milch in Schläuchen mußte beim Reiten oder beim Umherziehen auf den Wagen leicht das in ihr enthaltene Fett als Butter auscheiden, und ähnlich war die Wirkung, wenn die abgeschöpften fetteren Teile der Wärme des Ofens ausgesetzt wurden. Diese gesonderter Butter konnte zum Essen, zum Salben des Haares und zum Bestreichen der Wunden dienen. Die vergleichende Sprachwissenschaft, die in der Erforschung der Kulturgeschichte eine nicht

unbedeutende Rolle spielt, hat erwiesen, daß die Germanen schon vor ihrer Trennung es verstanden, die fetten Teile der Milch abzutrennen, um sie als Salbe zu verwenden; aber in der Heimat der Olive ging den Ägyptern, den Griechen und Römern infolge des Gebrauchs des Olivenöls diese Kunst allmählich verloren, so daß diese Völker in ihrer guten Zeit nichts von der Butter mehr wußten. Das Bedürfnis des Menschen nach Fett neben der Frucht- nahrung fand in der ältesten Periode eine ergiebige Quelle in dem Nierenfett frisch erlegter oder geschlachteter Tiere. Aber bei der steigenden Fürsorge des Menschen, bauende Vorräte dieser Art zu schaffen, fanden die einen diesen Bedarf in den Früchten des Delbaums, während die anderen außerhalb der Zone des Delbaums das Tierreich in entsprechender Weise ausnutzen mußten; der eine Weg führte zur italienischen, der andere zur deutschen Küche; im Dellande war man vom Nierenfett der Tiere zum Olivenöl, im Lande außerhalb der Kultur des Delbaumes zur Butter übergegangen.

Die Geschichte der Butter geht der des Bieres parallel. Erstere ist ein Produkt des Hirten, so wie die Herstellung des letzteren eine Kunst des Ackerbauers ist. In ziemlich frühen Zeugnissen werden die Völker rund um die beiden klassischen Länder als Butter bereitend geschildert. So werden die Thrafer von den Griechen als butteressend verhöhnt. Auch in Arabien verwendete man schon im Jahrhundert vor Christi Geburt statt des Olivenöls die Butter. Indien hat seine Butter sogar nach den Häfen des Roten Meeres ausgeführt. Die Germanen und Slaven gebrauchten die Butter als Schmierungsmittel, wie denn auch der altheitische Name für Butter „Schmeer“ oder „Ruschmeer“ hieß. Plinius berichtet, daß die Gallier Eier, Milch und Butter zu künstlichem Dachwerk verwendeten, daß dort also die Kuchenbäckerei aufkam, die bei den Griechen und Römern aus Mangel an Butter und beschränkter Anwendung der Dese, deren Gebrauch ebenfalls nordisch ist, unentwickelt blieb.

Die Erfindung der Butter durch starkes und wiederholtes Waschen und Mischen, sowie durch Salzen so rein und fest zu machen, wie wir sie jetzt kennen, ist jedenfalls von den nordgermanischen Stämmen ausgegangen, denn noch jetzt besteht der Unterschied, daß in Norddeutschland, besonders auch in Skandinavien und England, die Butter gesalzen wird, während man im Süden die Butter süß ißt und die Speisen mit flüssiger Butter zubereitet. Germanen und Slaven schmierten sich auch das Haar mit flüssiger Butter, eine Sitte, die in entlegenen Dörfern nordischer Länder bei Frauen und Mädchen auch jetzt noch nicht ganz ausgestorben ist, aber durch die Erfindung der Pomade fast vollständig verdrängt wurde. Wo man des Deles halber es verschmähte, Butter aus der Milch zu gewinnen, da gelangte man zur Bereitung des Käses, welche Kunst bei uns aber viel jünger ist als die Butterbereitung. Karl der Große ließ durch seine Gutsherrn sehr darauf halten, die Milch durch die Käsebereitung auszunützen, weil die Haltbarkeit des so gewonnenen Nahrungsmittels eine viel größere war. In den letzten Jahrzehnten hat die Bereitung der Butter aus dem süßen Rahm durch die Anwendung der Zentrifugen und Separatoren und durch die Verwendung von Maschinen und Eis beim Kneten der Butter, besonders in den Masskrieten, wesentliche Fortschritte gemacht, dafür sind aber auch die Käse um so schlechter geworden. Außerdem machte die Kunstabutter aller Art, Palmöl, Margarine usw., ihr große Konkurrenz. Durch den gesteigerten großen Verbrauch frischer Milch in den großen Städten wurde jeden Morgen mit der Bahn oder mit dem Milchwagen eine große Menge von Milch den Bewohnern der Städte zugeführt, die sich wieder zum Teil selbst vermischt der kleinen Haushaltungsbuttermaschinen ihre nötige Butter aus dem Rahm der Milch herstellten. Zum Schmelzen, Kochen und Baden wurde jetzt vielfach Pflanzenfett verwendet. Die vegetabilische Butter oder Pflanzenbutter, die im Haushalte der Bewohner der Tropen eine bedeutende Rolle spielt, war auch bei uns ein Handelsartikel geworden, der immer mehr in Gebrauch kam. Die Pflanzenbutter, die vielen Arten des Pflanzenöls, vegetabilische Butter, vegetabilischer Talg und vegetabilisches Wachs liefern neben mehreren einheimischen europäischen Gewächsen viele tropische Bäume und besonders deren Früchte. An Wohlgeschmack und Güte kann aber die Pflanzenbutter niemals der aus Kuhmilch gewonnenen Butter gleichkommen, wenn sie auch zum Baden und Braten bereits eine große Verwendung fand.

So sehen wir, wie notwendig und unentbehrlich uns die Butter geworden ist, nachdem uns der Krieg die Zufuhr all der Rohstoffe abgeschnitten hat, aus denen butterähnliche Produkte und Del gewonnen wird, und wir verstehen es, wie die Bevölkerung, von einem wahren Hunger nach Butter erfüllt, trotz aller Verbote und Strafen sich etwas Butter auf dem Sammelwege zu hohem Preise zu verschaffen sucht. Es ist daher zu begrüssen, daß die Landwirtschaft durch den vermehrten Anbau der Delpflanzen bestrebt ist, uns mit Del als Ersatz für Butter zu versehen. Auch ist in diesem Jahre die Bucheckernerte so reich, daß bei planmäßigen Einsammeln dieser Früchte viel Del daraus gewonnen werden kann. Wir müssen eben die Butter als Schmierungsmittel für das Brot fast gänzlich entbehren und zur Zubereitung der Speisen das Del verwenden, wie es bei unseren Vorfahren noch vor 70 Jahren auch der Fall war; es ist eben Krieg, der uns die Entbehrungen auferlegt.

Nicht sterben — leben!

Von Rudolf Herzog.

Der Weltkamm' Müg' uns die Fahne vom Mast.
Was trägt dich der Alp? Was starrst du erblass't?
Und ein Schwert will aus ringenden Rehen gehn;
„Vieher den Tod — als den Untergang sehn.“

Sterben? — Sterben? — Eine Memme, ein Wicht.
Wer am Tage der Not vom Scheiden spricht,
Sterben? Was heißt es? Ein Stündlein eh'r!
Leben, leben ist dreimal mehr!

Leben, leben, vom Wirbel zur Achs,
Leben, solange ich die Sonne seh,
Leben, solange ich mit Dirn und Hand
Netzen und rüsten kann, Vaterland!

Vaterland, Heimatland, deutsches Gefild,
Ein Toter hält keinen schützenden Schild,
Keine Toten schlafen in Gottes Schoß,
Nur der Lebende wirft dein Schicksalsloß.

Und wenn sich die Fahne zum Feszen zerschlug,
So ist uns das Vaterland Fahne genug!
Wo dein Grenzwall sich wölbt, dein heiliger Wall,
Da stehn deine Fahnen allüberall.

Geht die Hand, daß keiner den andern verliert,
Wer ist euer Nachbar? Ein Mann wie ihr?
Hörst du's, der stammeln und sterben nur kann?
Dein Rang und dein Name: ein Mann, ein Mann!

Männer, Männer, vom Alp befreit,
Dockert die Schwerter, macht euch bereit,
Das Leben ruft, und der Tod ist Land!
Leben sollst du, mein Vaterland!

Büchertisch.

— Walter von Molo, Der Schiller-Roman. Vom Dichter durchgesehene Volksausgabe in zwei Bänd. Umschlag- und Einbandzeichnung von Felger. 1. bis 20. Auflage. Jeder Band gebietet 6 Mark, gebunden 9 Mark. Verlag von Albert Langen in München. — Kaum einer der zahlreichen biographischen Romane, die während der letzten Jahrzehnte in Deutschland erschienen sind, hat einen so großen Erfolg gehabt, kaum einer aber seinen Erfolg auch in so hohem Maße verdient wie Molos „Schiller-Roman“. Mit harter Künstlerhand hat Molo uns Friedrich Schiller gehalten, der uns allen als Mensch und Dichter das Bild des deutschesten Deutschen darstellt. Gerade heute wieder lebt er besonders verklärt in unserem Herzen und unseren Gedanken. Molos Buch will Antwort auf alle die Fragen geben, die sich uns aufdrängen, wenn wir uns mit diesem begnadeten Liebling des deutschen Volkes, der deutschen Jugend beschäftigen. Ein wertvolleres Geschenkbuch, auch für unsere reifere Jugend, läßt sich kaum denken.

— Eltern und Kind. Vierteljahresschrift im Auftrage der Deutschen Gesellschaft zur Förderung häuslicher Erziehung, E. V., herausgegeben von Dr. Joh. Prüfer, Verwaltungsdirektor der Hochschule für Frauen in Leipzig. 1. Jahrg. Heft 1/2. 1918. Der laufende Jahrgang erscheint in 2 Doppelheften. Preis des Jahrgangs 5 Mark., des Doppelheftes 3 Mark. Mitglieder des Vereins erhalten die Zeitschrift kostenfrei. Verlag von W. G. Teubner, Leipzig und Berlin.

— Das Rosettenmotiv in der Kunst- und Kulturgeschichte, von Georg Streng. Mit 33 Abbildungen. Kartoniert 4 Mk., gebunden 5 Mk., 5 Bg. im Verison-Format. Verlag von Müller & Frölich in München. — Der vor kurzem verstorbene Verfasser hat sich schon vor mehreren Jahren durch seine geistvolle Abhandlung über Goethes Faust, bei der er ebenfalls neue Wege ging, hohe Achtung in der literarischen Welt verschafft. In seinem vorliegenden durch zahlreiche Abbildungen ausgestatteten Buch hatte er sich der mühevollen aber durchaus dankenswerten Aufgabe unterzogen, der Rosette in der Kunst- und Kulturgeschichte einen einheitlichen, in sich abgeschlossenen Begriff, der ihr bisher verfaßt blieb, zu verschaffen. Er weist auf Grund eines reichen Materials nach, daß das Rosettenmotiv zweimal eine nicht nur ornamentale, sondern auch kulturgeschichtlich sehr bedeutsame Rolle spielte: in der ältesten geschichtlich erreichbaren Zeit als Stern- und in der Blütezeit der Gotik als Blumenmotiv. In beiden Fällen aber liefert das Rosettenmotiv in seinem Teil den nicht unwichtigen Beweis dafür, daß eine erste und wichtigste Quelle der Kunstbetätigung die religiöse Vorstellung gewesen ist.

— Der Kalender des Dürerbundes, der Gesundheitsbrunnen 1919. Das Büchlein ist zwar gefüllt vom Ernste und den Aufgaben dieser Zeit, läßt aber das Kriegsgelöse in den Hintergrund treten, das ist ein Vorzug, den der Leser dankbar

empfinden wird. In der Heimat und im Felde wird der neue Gesundheitsbrunnen Freude bereiten, und es dürfte kaum ein Büchlein geben, das bei billigerem Preise — der Kalender kostet 1 Mk., geb. 1.60 Mk. — dem deutschen Hause gleiches brächte.

— Die Handschriftenbeurteilung. Eine Einführung in die Psychologie der Handschrift. Von Dr. Georg Schneidmühl, Professor der vergleichenden Pathologie an der Universität Kiel. Zweite durchgesehene und erweiterte Auflage (6.—11. Tausend.) Mit 51 Handschriftensabbildungen im Text und auf einer Tafel. (IV und 85 S.) 8. (Preis Natur und Geistesw. d. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. 514 Bändchen.) Geh. 1.20 Mk. geb. 1.50 Mk. Hierzu Teuerungszuschläge des Verlags und der Buchhandlungen. Verlag W. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1918.

— Sophie Hochstetter: „Meine Schwester Edith“ (Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin W 57). Die Dichterin gibt einen Roman ihrer fränkischen Heimat, deren Eigenart nicht geschildert oder beschrieben wird, deren Schönheit vielmehr die tiefgefühlte und vom Leser tiefemphandene Grundstimmung bildet, und der die im kleinen Städtchen spielenden Geschehnisse erzählt werden.

— Nummer 3928 der Leipziger „Illustrierten Zeitung“ bringt zahlreiche Bilder und Texte zur Tagesgeschichte, darunter von Albert Reich, Willy Müller-Gera und Rudolf Lipus sowie zahlreiche Photographien, vornehmlich Entschend von den gegenwärtigen heftigen Kämpfen auf dem westlichen Kriegsschauplatz.

— Die Weltbühne, der Schaubühne XIV. Jahr, Wochenschrift für Politik, Kunst, Wissenschaft, herausgegeben von Siegfried Jacobsohn, enthält in der Nummer 41: Das Ergebnis, von Germanicus; Ueberfas, von Dlf; Woff Gröber, von Johannes Fischart; Talente, von Julius Bab; Der Krieg als Erzieher, von Alfred Polgar; Die Literaturförderung des Deutschen Theaters, von Arno Holz; Kosmersholm, von S. J.; Frohe Erwartung, von Theobald Tiger; Was soll werden, von Alfons Goldschmidt; Antworten.

— Nr. 42 „Die Weltliteratur“ Emilie Jola: Die vier denkwürdigen Tage des Jean Senechon. Preis 20 Pf. Verlag der Weltliteratur München 2.

Siegener Hausfrauen-Verein.

Kochanweisungen.

Tomaten-Graupen. Gut vorbereitete Graupen werden in Wasser langsam gar gekocht (in der Kochkiste) und gesalzen. Danach füllt man zerschnittene Tomaten oder schon mit wenig Wasser zerhackte Tomaten dazu und läßt sie gut mit durchkochen oder noch ein Weilchen mit den Graupen ziehen.

Tomaten mit Pilzfüllung. Ausgehöhlte rohe Tomaten füllt man mit einer Fülle aus fein gehackten Pilzen mit gewiegter Petersilie und ein paar Löffeln dicker Bohnenmehlsauce gemischt, und dünstet die Tomaten auf dem Backblech, mit etwas Fett bepinselt.

Verwendung von Weißkrautstränken. Beim Einmachen von Sauerkraut wird der Kohlstrunk meist als wertlos fortgeworfen. Auf nachfolgende Art zubereitet, gibt er eine gute Beilage. Man schält den Strunk und schneidet ihn wie Gelberiben in längliche Stüchchen. Diese salzt man über Nacht, schüttet sie den anderen Morgen zum Ablausen auf ein Sieb. Nachdem sie abgetropft sind, tut man sie mit kleinen Zwiebeln zusammen in ein Glas, schüttet Einmachessig darüber und tut obendrauf ein Buntelchen mit Senfkörnern, und bindet das Glas mit Pergamentpapier zu. Der eingemachte Strunk hält sich sehr gut und schmeckt wie Krautsalat.

Kastanufuchen aus Graupen. 200 Gramm Graupen werden mit Backofst weich gekocht (in der Kochkiste). Nach dem Erkalten werden sie mit zwei Eiern, 200 Gramm Grieß, einem Backpulver, einer Messerspitze Natron und 150 Gramm Zucker gut gemischt, dann noch etwas gezuckerte Kirchen oder anderes Obst darunter gerührt und in leicht gestetzten Formen 1 1/2 Stunde schön braun gebacken. Anstatt Backofst kann man auch gut mit frischem Obst verwenden.

Magisches Quadrat.

A A E E G H I
I I R R T Z Z

Vorliegende Buchstaben sind derart in Quadratform zu ordnen, daß wagerecht und senkrecht vier Reihen entstehen, die vier Hauptwörter von folgender Bedeutung ergeben:

1. Das Ziel so mancher Reise.
 2. entzückt durch schöne Velle.
 3. ist in der Schweiz zu finden.
 4. läßt sich nicht halten und binden.
- (Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Abstrichrätsels in voriger Nummer:
Daniel, Linde, Bieb, Eil, ei, e.